Gesicht, bleich wie Buttermilch, und seine Glieder bebten wie eine Espe im Frühlingswind. Und als er am anderen Tage in der Kreisstadt vor dem Untersuchungsrichter stand, rieb er abwechselnd mit der rechten und linken Hand Rücken und Kehrseite, die der Peitschenstiel des Bauern hübsch rot und blau angestrichen hatte.

August der Starke aber durfte eine volle Stunde in dem Kleefeld weiden, von dem er in der Nacht geträumt hatte.

—⊙—

Die Schauspielerin

Skizze von Erwin Weill.

Baron Vorell gab die Tasse zurück. „Danke, gnädige Frau", sagte er, „ich möchte keinen Tee mehr."

Die Schauspielerin stand auf. „Einen Kognak, Baron?"

„Danke."

„Zigaretten?"

„Bitte."

Sie stellte einen silbernen Aschenbecher auf den Teetisch.

Baron Vorell brannte sich umständlich eine Zigarette an und sah schweigend dem Rauch nach. Er schien so abwesend und mit sich selbst beschäftigt zu sein, daß sie ebenfalls schwieg und ihn ungestört betrachten konnte. Noch nie war sie einem Mann wie Baron Vorell begegnet, dessen gepflegtes Aeußere und dessen Art sie von der ersten Minute an so bedingungslos anerkannte. Vor einer Woche wurde er ihr in einer Gesellschaft vorgestellt. Seitdem sahen sie sich täglich. Vormittags, wenn sie keine Proben hatte, ritten sie zusammen aus, aßen irgendwo im Freien. Den Nachmittag verbrachte er in ihrer Wohnung. Und jeden Abend saß er in einer Loge des Theaters, in dem sie auftrat.

„An was denken Sie, Baron?" unterbrach sie das Schweigen. „Langweilen Sie sich bei mir?"

Er sah sie an. Dann sagte er: „Nein."

„Aber?"

„Gnädige Frau", stand er unvermittelt auf, „würden Sie mir sehr böse sein, wenn ich mich jetzt verabschiede?"

„Sie wollen gehen?"

„Ja."

„Sehe ich Sie nach dem Theater?"

Er zögerte: „Vielleicht."

„Und morgen?"

„Gnädige Frau", trat er auf sie zu, „ich habe mich entschlossen, morgen früh Paris zu verlassen."

Ihre Hand zitterte ein wenig, als sie sie ihm reichte. „Dann — wünsche ich Ihnen gute Reise, Baron. Lassen Sie gelegentlich etwas von sich hören!"

Er führte ihre Hand an seine Lippen. „Darf ich Ihnen zum Abschied etwas gestehen, gnädige Frau?"

Sie nickte. „Wissen Sie, daß ich um Ihretwillen morgen Paris verlasse?"

„Um meinetwillen, Baron?"

„Ja. Ich liebe Sie."

„Und deswegen verlassen Sie mich?"

„Ja. Ich würde Sie heiraten. Aber ich kann nicht."

Sie trat einen Schritt zurück. Kalt klang ihre Stimme: „Weil ich nur eine Schauspielerin bin, Baron?"

„Nein. Weil ich kein Baron bin, gnädige Frau."

Sie erschrak: „Wer sind Sie denn?"

Er lächelte leise: „Ich bin der Hochstapler Feri Farkas aus Budapest." — —

Die Uhr schlug sechs, als sie sich aus ihrer Umarmung lösten. — „Bleib noch, Liebster!" bat die Frau.

Er ließ ihr blondes Haar durch seine Finger gleiten. „Ich bleibe, wenn Du es wünscht. Aber morgen früh werde ich trotzdem wegfahren."

„Nach allem, was zwischen uns war?"

Er nahm ihre Hände. „Sieh, Arianne", sagte er, „es ist besser für uns. Heute oder morgen muß ich wieder arbeiten. Morgen oder übermorgen wird man mich dann verhaften. Das bleibt nicht aus. Was wird dann aus Dir? Man hat uns zusammen gesehen. Dein Name ist mit dem meinen eng verbunden. Du wärest für Paris erledigt. Die Zeiten sind vorbei, wo ein Skandal für eine Schauspielerin von Vorteil war. Heute verlangt man ihre Gesellschaftsfähigkeit."

„Ich werde die Bühne verlassen und Dir folgen."

„Du vergißt, daß Du mir dann auch ins Gefängnis folgen müßtest. Nein, Arianne, wir müssen uns trennen. Wenn Du ebenso außerhalb der Gesellschaft stündest wie ich, würde ich mit Freuden bei Dir bleiben. Wir könnten heiraten, zusammen arbeiten, und nach drei, vier Jahren zögen wir uns in ein kleines Haus irgendwo fern von den Menschen zurück. Du bekämest Kinder . . . Möchtest Du Kinder, Arianne?"

Ihre Augen waren feucht. „Von Dir."

„Buben oder Mädels?"

„Buben und Mädels."

„Liebes", küßte er sie, „aber was soll das alles? Wir leben in zwei verschiedenen Welten. Wir gehören nicht zusammen. Ich fahre morgen früh."

Sie stand auf. Lachte nervös. „Wenn ich ein Verbrechen begangen hätte, würdest Du bleiben?"

„Ich schwöre es Dir."

„Gut. Ich habe gestohlen."

Er lachte auf. „Du? Gestohlen?"

„Willst Du Beweise?", stieß sie heraus.

„Zeige sie schon her, Deine Beweise!" lachte er noch immer. „Ich bin wirklich gespannt, was Du für Beweise hast."

Sie starrte ihn lange an. Er verstummte.

„Da", sagte sie und trat an den Tisch, auf dem eine Lampe in weißem Porzellan brannte. „Da — sieh Dir das an, ob das keine Beweise sind."

Sie hob die Lampe hoch und warf sie zu Boden. Sie zerbrach in tausend Scherben. Und aus dem Lampenfuß fielen eine Perlenkette, ein Diamantenarmband, ein Stirnreifen mit acht großen Steinen.

„Ist das kein Beweis?" schrie sie hysterisch.

Der Mann hob den kostbaren Schmuck auf und betrachtete ihn eingehend. „Doch", sagte er dann, „das ist ein Beweis, gnädige Frau. Und zwar ein Beweis dafür, daß Sie es waren, die vor einem Jahr aus der Garderobe der Schauspielerin Fleuron den Schmuck stahl. Wir vermuteten es zwar schon lange, doch hatten wir keine Beweise. Jetzt haben wir sie. Ich danke Ihnen."

Die Schauspielerin sah ihn fassungslos an: „Ja — wer sind Sie denn?"

Er lächelte: „Ich bin der Polizeikommissar Braun."

—⊙—

Die ewige Tatarentunke

Humoreske von W. Emil Schröder.

Als grelles Morgenlicht durch die Scheiben des Abteils dritter Klasse brach, schreckte Gerda Rühland auf — und das gleichmäßige „Rattata — rattata" des Zuges erinnerte sie daran, daß sie ja auf der Reise nach München begriffen war. Zugleich aber spürte sie, daß ihr Kopf nicht an der harten Holzwand, sondern auf einem weichen, etwas bunt gemusterten Kissen ruhte. Das Kissen war vorher bestimmt nicht dagewesen.

Ihr Gegenüber verneigte sich freundlich: „Wünsche einen guten Morgen! — Ach so, das Kissen! Seien Sie nicht böse, aber es tat mir weh, daß Ihr Kopf —"

Gerda sah ihn mit leicht hochgezogenen Wimpern abweisend an: „Machen Sie sich um meinen Kopf keine Sorgen!"

„Etwas kratzbürstig ist sie also auch!" stellte Doktor Thöns bei sich fest. Er griff zu seiner Zeitung, neigte sich etwas vor: „Wie Sie wünschen!"

Sie begriff, daß der Ton ihrer Stimme ein wenig schroff gewesen war, und so fragte sie obenhin: „Sind wir bald in München? Meine Uhr ist leider stehen geblieben."

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr: „Bald sechs Uhr. In einer Stunde sind wir in München." Und las weiter.

Schüchtern fragte sie: „Die Gegend interessiert Sie wohl nicht?"

Bedächtig faltete er die Zeitung zusammen. „Ich fahre diese Strecke wohl zum achten Male. Interessant wird sie für mich erst hinter München."

„Sie fahren auch weiter?" fragte sie in etwas wärmerem Ton. „Nach Kufstein? Ich auch. Zum ersten Male in die Berge. Ich hoffe, es wird für mich ein Erlebnis. Wenn man zwanzig Jahre in Hamburg sitzt, bietet die See kaum etwas Neues."

„Da pflichte ich Ihnen bei. See — sehr schön, das heißt, ein-, zweimal. Berge sind immer neu, ewig groß. Wenn meine Praxis es gestattet, fahre ich immer in die Berge."

„Da können Sie — da sind Sie wohl ein guter Bergsteiger?"

Er zuckte die Achseln: „Wie man es nimmt. Ich klettere nicht des Sportes wegen, sondern des Erlebnisses halber. Diesesmal geht's zum Großvenediger, von Brambach aus, dann hinüber zum Kitzsteinhorn, von dort nach Zell am See."

„Uebrigens, sollten Sie auch in jene Gegend kommen", fuhr er eifrig fort, „in Zell am See gibt es ein Essen, wundervoll! Zu Fischgerichten eine Tatarentunke — ein Gedicht!"

Sie mußte lächeln: „Die Liebe zu den Bergen scheint bei den Männern durch den Magen zu gehen."

„Keineswegs!" beteuerte Doktor Thöns, „aber Klettern macht hungrig."

Sie wies mit dem Finger durch das Fenster: „Dort taucht München auf."

Er trat neben sie, spürte die Wärme ihres Körpers wie einen Frühlingshauch herüberdringen, sah ihr im Morgenlicht flammendes Haar dicht vor sich, sein Atem wurde schwer: „Ja, das ist München. Sehen Sie die Türme der Frauenkirche?"

Sie nickte beglückt, reckte sich ein wenig: „Wissen Sie, wenn man Jahr für Jahr an der Schreibmaschine saß, Jahr für Jahr die Sehnsucht nach den Bergen im Blut — und nun fliegt man der Sehnsucht entgegen . . ."

Er blickte sie ernst an: „Ich kenne den Bergrausch. Man darf sich nur nicht überwältigen lassen. Auch auf höchsten Gipfeln nicht."

Sie schlug die Augen nicht nieder: „Sie haben recht. Nicht überwältigen lassen."

Als sie eine Zeit schwieg, fragte er leise: „Habe ich Ihnen die Freude verdorben?"

Sie wehrte lebhaft ab: „Nein, im Gegenteil — ich danke Ihnen." In ihren dunklen Augen blitzte der Schelm auf: „Und wenn es mich doch überwältigen will, werde ich an die Tatarentunke denken."

„Jetzt werden Sie boshaft. Eine Frage: Bleiben Sie noch etwas in München oder fahren Sie gleich weiter nach Kufstein?"

Sie nickte. „Wenn Ihnen meine Gegenwart nicht lästig ist?" Er nahm ihr Lachen für Zusage.

In Kufstein reichte er ihr die Hand, ließ sie nur zögernd los, sagte leise: „Auch diese Reise war für mich ein Erlebnis. Vielleicht sehen wir uns in Zell?"

Gerda preßte die Lippen aufeinander. „Vielleicht —"

Als vier Tage später Doktor Thöns den Aufstieg zur Schmittenhöhe hinter sich hatte, entstieg der Bergbahn eine munter schwatzende Schar von Ausflüglern. Er hörte ein bekanntes Lachen. „Sie hier, Fräulein Rühland?" Er schüttelte ihr in aufrichtiger Wiedersehensfreude die Hand.

„Ich denke, Sie wollten erst zum Kitzsteinhorn?"

Kläglich erwiderte er: „Später. Die Tatarentunke —"

Sie mußte lachen. In stillem Einverständnis schlugen sie einen anderen Aufstieg ein. Schweigend genossen sie vom Gipfel den märchenhaften Blick über die Bergriesen, die in die fast schmerzhafte Himmelsbläue ragten. Er schlug vor, den Abstieg zu Fuß zu unternehmen.

Dann saßen sie wirklich in einem schattigen Wirtshausstübchen, aßen „Fogosch mit Tatarentunke", leise klangen die Gläser mit dem Terlaner aneinander. Gerda wurde gesprächig, klagte ihr Leid, ihre Sehnsucht, wie sie drei Jahre für diese Reise gespart. Er nahm ihre kleine, schmale Hand in die seine, sprach ihr Mut zu.

Und [illegible] wußte sie: Hier war Geborgensein, Hafen für ein kleines Lebensschiff.

„Warum ich erst nach Zell kam? Unsinn. [illegible]t wegen der Tatarentunke, Närrchen, sondern Deinetwegen. Wo willst Du hin?"

Sie lachte glücklich: „Zur Wirtin. Sie muß mir unbedingt das Rezept geben . . ."

—⊙—

Alles zu seiner Zeit.

„Aber um Himmels willen, Elvira," sagt die Gnädige zu ihrem Kammermädchen, „hören Sie doch mit diesen gewöhnlichen Liedchen, diesen Gassenhauern auf."

„Ja, wollen denn gnädige Frau, daß ich aus Aida oder Rigoletto singe, während ich Stiefel putze? Das hebe ich mir auf für die Zeit, wo ich das Silberzeug reinige."

*

Der Kreuzwirt hat eine 15 kg schwere Seeforelle gefangen und macht dem Stammtisch den Vorschlag: „Wett'n daß dö der Seppl alloan fritzt?" „Na, dös bringt er nit zweg. Er soll's halt da essen, 5 Liter Guaten, wenn er's g'sammenbringt." Der Stammtisch war sich einig. „Also, Seppl," sagt der Wirt, „i hätt a kloan Fischl, a Forelln, fufzehn Kilo is 's schwar. Magst sie? Moanst, du derpackt's alloan?". „Woll, woll, freilich derpack i's". Die Wirtin richtet das Fischl in 40 Portionen her als Suppe, Salat, gesotten, gebacken usw. Der Seppl fängt sein Essen an. Wie er bei der 35. Portion ist, winkt er den Wirt zu sich und flüstert ihm ins Ohr: „Du, Kreuzwirt, wenn dös Fischl jetzt nit bald kimmt, schlüapft's nimmer."

Verantwortlich i. V. Hugo Weide, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sagt, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 | Samstag, den 8. August 1931 | 98. Jahrgang

Der ewige Student

Erzählung von Friedrich Pock.

Wenn die Bürger der kleinen Universitätsstadt beim Dämmerschoppen sitzen, dann rieselt das schläfrige Gespräch über Kornpreise und Reichstag und Dienstbotenjammer zu guterletzt von selbst zu den Herren Studenten, und von da ergießt es sich in jäh gestauter Flut über den Fall Pistorius. Der ist noch immer wert, daß man einen Schoppen bestellt, denn wohl jeder weiß ein Märlein von diesem ewigen Studenten, der im Zuge der schwarzen Saxonen würdig und hager nach der Alma mater schritt, der wie ein heimlicher König den bunten Studentenstaat regierte. Waren die Kollegien zu dünn besetzt, dann ließ seine Magnifizenz den Kandidaten Pistorius zu sich bitten, und am nächsten Tage waren die Bänke im Hörsaal und Seminar zu eng. Suchte Meister Knieriem eines Morgens vergeblich seinen vergoldeten Blechstiefel über dem Türschild, so ging er zu Pistorius und hatte in einer Stunde sein Eigentum wieder. „Ulk soll sein, aber Schaden darf nicht sein", entschied Pistorius, und die schlimmsten Rauhbeine fügten sich seinem Urteilsspruch. Es gab scharfe Schläger und verbundene Köpfe wie je; aber ausgestorben waren die Händelsucher, die den nächstbesten Schwächling vom Gehsteig stießen. Pistorius duldete keinen unritterlichen Mißbrauch ritterlicher Uebung. „Was ist ein Leben ohne Ehre? Arm, wer sie nicht verteidigen mag, viel ärmer, wer sie nur im scharfen Speer allein sitzen hat" — das war seine Studentenphilosophie.

Der ewige Kandidat galt in jungen Jahren als der Stolz des klassischen Seminars und lieferte damals eine Doktorarbeit ab, die der Ordinarius noch heute als Meisterwerk rühmt. Aber vor der letzten Nebenprüfung hatte Pistorius sich abgemeldet, um Medizin zu studieren. Er war in den Kliniken, wo sich die griesgrämigsten Patienten auf den heiteren und behutsamen langen Hilfsarzt freuten, wie der älteste Dozent bewandert. Aber ehe er den Doktorhut empfangen sollte, hatte er sich als fleißiger Jurist in einer neuen Fakultät einschreiben lassen. Er paukte die hoffnungslosesten Kandidaten in einen sicheren Doktor hinein; aber er dachte nicht daran, selbst sein Studium zu beenden. Immer wieder trat ihm einer seiner alten Professoren in den Weg, packte ihn an den Schultern, zerrte ihn an den Knöpfen und beschwor ihn, nun doch endlich Schluß zu machen. Pistorius aber wich höflich und dickköpfig aus und erklärte bestimmt, seine Tage als ewiger Student beschließen zu wollen. Ein fleißiger Vater hatte ihm ein Vermögen hinterlassen, das den Bedürfnissen des Sohnes genügte. Pistorius wollte niemandem, der es nötiger hatte, das sichere Brot wegnehmen, er fühlte sich hier als ewig junger Führer und Berater der heranwachsenden Geschlechter unentbehrlicher als sonst in der Welt. Die Bürger, die selbst Söhne zu versorgen hatten, billigten diese Haltung als vornehm und sozial; die Besitzer heiratsfähiger Töchter wiegten ärgerlich die Köpfe über den wunderlichen Kauz; und die Mädchen sahen dem großen, schlanken Mann noch immer freundlich nach, obwohl ihm schon der erste Schnee über die Schläfen schimmerte. Sie vermuteten, daß den unbekehrbaren Hagestolz eine heimliche Liebe gegen ihre eigene Anmut blind erhalte. Aber man wußte nur, daß vor vielen Jahren das Töchterlein des Schulmeisters im Bierdorf der schwarzen Sachsen oft in der Gesellschaft des um ein gutes Jahrzehnt älteren Studenten gesehen worden war, und böse Zungen bemühten sich noch immer um das giftige Gerücht, daß dabei nicht alles in guter Ordnung gewesen sei. Nun ging Pistorius längst nicht mehr ins Bierdorf, und Fräulein Gertrud hielt ihres Vaters Haushalt zusammen, ohne viel nach der neuen Kneipe auszuspähen. Sie war noch immer ein frisches Frauenzimmer mit blanken Augen und vollen Zöpfen; doch wurde behauptet, daß ihr von je in den vier Mauern des Hauses begrenzter Geist auch mit den Jahren nicht über dies Bereich hinausgewachsen sei. So fand es jedermann in der Ordnung, daß der regsame Pistorius sein Leben nicht an diese Enge gebunden hatte.

In der Tat wäre der ewige Kandidat wohl noch mit eisgrauen Haaren Jüngling unter Jünglingen geblieben, wenn nicht eines Tages ein Besuch aus der Residenz an seine Tür geklopft hätte. In dem sorgsam, fast vornehm gekleideten Herrn erkannte ein alter Bürger den neuen Hofkonditor der Hauptstadt, der viel in der Welt herumgekommen und nun wohlgestellter Besitzer eines berühmten Geschäfts war. Der strich jetzt mit den weißen Rehlederhandschuhen den feinen Pelzkragen zurecht, rückte den steifen Hut feierlich in die Stirn und pochte an die Tür des Kandidaten. Dann glättete er erst umständlich seine Handschuhe, ehe er sich einen Ruck gab und in die helle Studentenbude trat. „Herr Kandidat" — er stieß die Worte eilig heraus wie einer, der eine schwere Fracht rasch über den Berg haben will —, „Herr Kandidat, ich bin so kühn, Sie zu stören, weil ich Sie oft als einen Mann von Ehre und gutem Herzen rühmen hörte. Die Sache steht nun so, es handelt sich um die Gertrud. Sie kennen sie, haben sie gern gesehen zu einer Zeit, da ich keinem Mädel mehr als meine zwei Hände hätte bieten können. Ich war damals weit weg, mitten im Anfangen, und habe noch lange nicht an einen eigenen Haushalt denken können. Aber mir ist das Mädel immer lieb gewesen. Wir waren Nachbarskinder, und seit meiner Bubenzeit sagte ich mir: die oder keine. Nun wäre ich so weit, und ich glaube, sie wird nicht nein sagen. Aber, wenn ich mir das alles so schön zurecht lege, kommen immer wieder die Gedanken an ein häßliches Gerede, das man mir einmal zugetragen hat. Ich kanns nicht glauben, ich wills nicht glauben, und Sie sind der einzige auf der ganzen Welt, der mir Ruhe verschaffen kann. Sie allein können ja oder nein sagen, und was Sie sagen, das gilt, das weiß ich, lieber Herr Kandidat."

Das waren die Worte, die der Hofkonditor an jenem stillen Nachmittag zum Kandidaten Pistorius sprach, wie er viele Jahre später guten Freunden verriet. Und die Antwort mußte seinem Herzen wohlgetan haben, weil er bald darauf strahlenden Angesichts aus dem Hause trat, noch einige Male den Hut grüßend zu den Fenstern des Studenten schwenkte und dann eilig einen schläfrigen Droschkenkutscher heranwinkte.

Am nächsten Morgen lieferte im Sachsenhause ein Bote die schwarze Mütze und das schwarzweißviolette Sachsenband des Kandidaten ab. Den ratlosen Studenten berichtete die Hausfrau, Pistorius habe noch gestern seine Miete für ein halbes Jahr bezahlt und sei mit dem ersten Zuge abgereist. Das war alles, und je länger man nach den Ursachen des geheimnisvollen Abschieds riet, desto mehr verwirrten sich die Meinungen. Jahre vergingen. Pistorius blieb verschollen. In den Kneipen der Studenten und an den Stammtischen der Bürger woben sich um seinen Namen Wahrheit und Dichtung zu einer ergreifenden Sage. —

Bald nach Beginn des großen Krieges meldeten die Zeitungen die kühne Flucht eines Deutschen aus Neuseeland, der sich als Schiffsheizer nach Europa durchgeschlagen, auf seltsamen Umwegen die Heimat erreicht und sich sofort zu den Waffen gemeldet hatte. Das war der Landsturmmann Pistorius, dem wenige Wochen darauf das Eiserne Kreuz ins Grab mitgegeben wurde. Er hatte einen Zug Infanterie mit sich gerissen, der einen verlorenen Stützpunkt zurückeroberte und damit das ganze Regiment vor der Umklammerung rettete. Als erster am feindlichen Graben, war der hagere Landstürmer unter der Revolverkugel eines Offiziers zusammengebrochen. Das Geschoß, das mitten im Herzenstak, hatte die Brusttasche des alten Soldaten durchlöchert und einen Brief mit letzten Verfügungen. Der schloß mit den Worten: „Ich habe versucht, ein neues Leben zu beginnen, aber niemand kann aus seiner Haut heraus. Es ist ein weiter Weg von Deutschland nach Ozeanien, doch das alte Gewissen läßt sich nicht als lästiges Gepäck daheim verstauen. Ich hatte einmal Glück und Unglück zweier liebenswerter Menschen einen Augenblick lang in meiner Hand, und ich hatte nicht den Mut, wahr und grausam zu sein. Denn ich hatte mir einst in süßem Rausch genommen, was hingebende Liebe mir bot, ehe wir in Freundschaft schieden, weil wir uns zu gemeinsamem Leben nicht gerüstet wußten. Das habe ich in der Feigheit des Mitleids vor dem treuherzigen Werber geleugnet. Aber Manneswort ist Manneswort, und zwischen Ehre und Unehre gibt es keinen Ausgleich. Was ist ein Leben ohne Ehre!"

Das Wort „Ehre" hatte das tödliche Eisen zerrissen.

—⊙—

Die Rache des Ah Lung

Nach einer wahren Begebenheit
von Günther Erlenbeck.

Von allen Opiumschmugglern in Mandalay — und es gab ihrer in der zweitgrößten Stadt Burmas nicht wenige — war Ah Lung zweifellos der unternehmungslustigste, gerissenste und demgemäß auch der reichste. Seit langen Jahren betrieb der Chinese das einträgliche Gewerbe. Einst war er selbst mit dem gefährlichen Gift auf heimlichen Urwald- und Bergpfaden, die nur dem Sambhurhirsch, dem Wildschwein und dem Opiumschmuggler bekannt sind, über die Grenzen gewandert. Immer neue Schliche hatte er ersonnen, um den Zollbeamten ein Schnippchen zu schlagen, sei es, daß er das Opium in Zigarettenschachteln oder Biskuitkästen verbarg, sei es, daß er ganze ausgehöhlte Bananen damit füllte und die Oeffnungen dann sorgfältig wieder vernähte. Jetzt aber betrieb Ah Lung den Opiumschmuggel nur noch im großen. Doch auch hier hatte er immer neue Tricks zu ersinnen, um in dem ewigen Kampfe zwischen Schmuggler und Zöllner die Oberhand zu gewinnen.

Ah Lung würde unzweifelhaft als ehrbarer Opiumschmuggler gestorben sein, wäre er nicht, gleich allen Chinesen, im Grunde seines Herzens ein leidenschaftlicher Spieler gewesen. Nicht, daß er im „Wah Pong"" oder im „Knopfspiel" große Summen gewagt hätte; aber gelegentlich kam es ihm nicht darauf an, alles auf eine Karte zu setzen. Es war für ihn allmählich die Zeit gekommen, sich vom Opiumhandel zurückzuziehen und sich weniger aufregenden und einträglichen, aber dafür den Behörden wohlgefälligeren Geschäften zuzuwenden. Bevor es jedoch dazu kam, sagte sich der alte Chinese, wollte er noch einen großen Schlag machen. Gelang der, so hatte er sein bereits beträchtliches Vermögen verdoppelt und konnte dem Rest seiner Tage mit Gelassenheit entgegensehen; ging die Sache schief, nun, dann war eben nichts zu wollen. Und mit dem Gleichmut, wie ihn eben nur ein Chinese aufbringt, steckte er sein ganzes Vermögen in ein Schiff, das eine Ladung kondensierter Milch in Büchsen von Hongkong nach Rangun brachte.

Aber irgendwie hatte die Zollbehörde Wind bekommen, daß mit dieser kondensierten Milch etwas faul sei. Der Zolldirektor Hay persönlich empfing die „Kien-lun" am Hafenpier, unter seiner Aufsicht wurde die Milchladung in die Zollschuppen gebracht und dort einer peinlichen Untersuchung unterworfen. Und da ergab sich denn, daß in einem nicht unbeträch-

lichen Teil der Dosen die „Milch“ sich in ein weißliches Pulver verwandelt hatte, das bei nähere Prüfung sich unzweifelhaft als Opium herausstellte.

Ah Lung als Empfänger die „Milch“ladung wohnte all diesen Vorgängen bei. Natürlich hatte er Vorsorge getroffen, daß man ihm nichts nachweisen konnte; aber das spitzbübische Lächeln, mit dem der Zolldirektor den alten Sünder ansah, zeigte diesem, daß man Ah Lung durchschaute. Uebrigens ließ ihn das kalt; ruiniert war er auf alle Fälle. So beherrschte ihn nur ein Gefühl: Rache gegen den einen Engländer, der diesen letzten gewinnbringenden Schlag vereitelt hatte.

Mit der Geduld des Orientalen machte Ah Lung sich daran, die Gewohnheiten seines Feindes zu studieren, um zu sehen, wie er ihn am fühlbarsten treffen könnte. Jenen einfach zu vergiften, wäre nicht so schwer gewesen, aber so leicht sollte der andere nicht davon kommen. Ah Lung hätte auch nach der Gewohnheit seiner Rasse vor dem Hause des Verhaßten freiwillig verhungern können; leider war nur zu befürchten, daß der „weiße Teufel“ sich nicht das geringste daraus machen würde. Schließlich hatte der Chinese das Richtige gefunden. Er stellte fest, daß Hay Abstinenzler war; in einem heißen Klima wie dem hinterindischen muß der Mensch aber verhältnismäßig viel trinken, und um seinen Durst zu löschen, war der Zolldirektor auf einen tiefen Brunnen hinter seinem Hause angewiesen, der ein sehr gutes Wasser gab.

Eines Tages war Ah Lung aus Mandalay verschwunden. Diese Nachricht drang nach einigen Tagen auch an Hays Ohren. Aber der kümmerte sich nicht weiter darum. Was ging ihn der alte Opiumschmuggler an? Ihn beschäftigten andere Sorgen. Seit kurzer Zeit war etwas mit dem Brunnenwasser nicht in Ordnung. Die eingeborenen Diener sahen erstaunt ihren Herrn immer wieder ein Glas kristallklaren Wassers gegen das Licht halten, es kosten und dann kopfschüttelnd fortgießen. Vielleicht arbeitete der Filter nicht richtig. Der Apparat wurde gewaschen und gründlich gesäubert, ein halb Dutzend Male. Es half nichts, der eigentümliche, unerklärliche Geschmack, der dem Wasser anhaftete, blieb, ja, er war stärker und widerlicher geworden.

Hay ließ jetzt auch den Kessel gründlich ausbürsten und seifen, vielleicht war dieser verschmutzt und so an dem scheußlichen Geschmack des Wassers schuld gewesen. Doch selbst als ein neuer Kessel bald darauf angeschafft wurde, ließ sich keine Besserung feststellen. Der Geschmack des Trinkwassers wurde immer widerwärtiger.

Der Zolldirektor entschloß sich endlich zu einer Untersuchung des Brunnens. Zwar lag dieser vom Hause entfernt mitten im Garten. Hay hatte auch stets streng darauf geachtet, daß nicht in seiner Nähe etwa gewaschen wurde, und er sah sonst keine Möglichkeit, wie das Wasser hätte verunreinigt werden können. Aber es blieb ja nur die Annahme, daß etwas in den Brunnen geraten sei. Hay forderte vom Straßenbauamt einige Arbeiter an, diese erschienen mit allerlei Gerät und fischten mit dessen Hilfe bald eine kaum noch erkennbare Masse aus dem Brunnen, die offenbar aber einst ein Mensch gewesen war. Eine kleine, am Halse hängende Blechtafel mit einigen eingeritzten Worten gab weitere Aufklärung: Es war die Leiche Ah Lungs, der auf diese Weise seine Rache genommen. Da er seinem Feinde auf andere wirksame Weise nicht beizukommen vermochte, hatte er sich in dessen Trinkwasserbrunnen ertränkt. Eine Rache, wie sie eben nur ein Chinese erfinnen und — durchzuführen vermag.

—⊡—

Kent

Skizze von Kurt A. St. Jentkiewicz.

„Da, schau!“ Ola deutete auf einen schlanken Herrn, der den Eden-Pavillon betrat. „Eine faszinierende Erscheinung“, sagte sie bewundernd.

„Es ist Oberst Kent.“

„Du kennst ihn, Frank?“

„Ja.“

Der Oberst ging federnd durch die Reihe der Tische. Er schien jemand zu suchen. Ola war ihm mit den Blicken gefolgt.

„Seltsam — er hat die Figur, das Gesicht und die Bewegungen eines Dreißigers. Nur das silbrig glänzende Haar läßt auf ein höheres Alter schließen. Auch der Dienstgrad. Als Dreißiger kann man kaum Oberst sein . . .“

„. . . besonders, wenn man schon seit acht Jahren verabschiedet ist“, unterbrach Frank sie. „Kent war vor dem Kriege in Indien, kam dann mit der alliierten Kontrollkommission nach Deutschland. Er liebte Deutschland und wußte sich mit den Franzosen nicht zu stellen.“

Kent schien das Restaurant wieder verlassen zu wollen, da er den Gesuchten offenbar nicht gefunden hatte. Er wandte sich zum Ausgang, als er Frank erblickte.

„Buschberg — welche Ueberraschung! Lange nicht gesehen, was? Ja, ja, es ist schon ein paar Jahre her, seit Sie uns als Verbindungsoffizier des Wehrministeriums begleiten mußten. Was macht der Dienst in der Reichswehr?“

„Ausgeschieden, Herr Oberst, seit langem — aber darf ich Sie Fräulein von Kalkstein vorstellen?“

Kent verbeugte sich. Man ließ ihn nicht fort. Er mußte Platz nehmen. „Ich bin gerade wieder nach Deutschland gekommen.“

„Auf der Jagd gewesen?“

„Ja, in Indien. Habe ein paar Tiger geschossen.“

Ola war sehr interessiert. „Es muß sehr schön sein, in den Dschungeln zu jagen — aber auch sehr gefährlich.“

Der Oberst lachte. „Sie überschätzen die Gefahr, gnädiges Fräulein. Lange nicht so schlimm! Und dann“ — er machte eine verächtliche Handbewegung — „man kann doch nur einen Tod sterben. Ob ein Tiger Sie im Dschungel anspringt, oder ein rasendes Auto auf einer Großstadtstraße — mit größerer Bestimmtheit können Sie darauf rechnen, daheim im Bett zu sterben.“ —

„Famoser Bursche, dieser Kent“, sagte Frank als sich der Oberst nach einer halben Stunde verabschiedet hatte.

„Ist er verheiratet?“

„Daß Ihr Frauen danach immer fragen müßt! Nein, aber er war es, und dieser Ehe verdankt er seine weißen Haare. Er hat mir die Geschichte einmal erzählt.

Es war vor dem Kriege, als er heiratete. Auf seinem ersten Heimaturlaub. Kent nahm seine junge Frau mit nach Indien. Damals saß er auf einer ganz einsamen Station. Auf Hunderte von Kilometern gab es nur Pflanzungen und Dschungel, nur Männer und Braune und Kulis. Dann saß da ein Maharadscha — habe seinen Namen vergessen. Kents Frau war die einzige Weiße im ganze Distrikt.

Wie das so kommt: Heimweh, ein bißchen Tropenkrankheit — na, eines Tages glaubte Kent zu bemerken, daß der Maharadscha, der seine Frau sehr umschwärmte, ihr nicht mehr ganz gleichgültig zu sein schien.

Kent war nicht der Mann, der wie die Katze lange um den heißen Brei herumging. Er stellte seine Frau zur Rede; sie bestritt, aber insgeheim muß sie dem Inder einen Wink gegeben haben, daß ihr Mann aufmerksam geworden sei.

Nun, die Asiaten sind nicht sehr wählerisch bei der Auswahl ihrer Mittel. Eines Nachts wachte Kent plötzlich auf und hatte das unbehagliche Gefühl, daß irgend etwas im Zimmer nicht in Ordnung war. Hatte er nicht ein Geräusch gehört? Er griff zum Schalter und versuchte zu knipsen. Die Station hatte ein eigenes kleines Elektrizitätswerk. Aber — der Strom war ausgeschaltet. Kent faßte auf den Nachttisch, auf dem er seine Pistole wußte. Sie war fort.

In diesem Augenblick vernahm er ein Fauchen und sah zwei gelbe Lichter drohend auf sich gerichtet.

Ein Tiger!

Und er war der Bestie waffenlos ausgeliefert. Sie konnte ihn jeden Augenblick anspringen. Jeder andere hätte seine Kaltblütigkeit in dieser Situation verloren; Kent, den sie dort unten den großen Jäger nannten, nicht. Er blieb ruhig und überlegte.

Drüben an der Wand hing ein langer Dolch. Wenn er doch nur an die Wand gelangen könnte! Aber zwischen ihr und ihm lag die Bestie. Lärm schlagen? Hilfe herbei rufen? Bis die Leute kämen, hätte die große Katze ihn längst zerfleischt.

Kent kannte die Eigenart der Tiger. Sie springen kein Opfer gleich an. Dazu sind sie im Grunde zu feige. Sie umkreisen es erst und erspähen den günstigsten Angriffspunkt. Darauf baute er: wenn er den Tiger dazu brächte, ihn zu umschleichen und den Weg zur Wand freizugeben, dann hatte er eine Chance.

Träge krochen die Minuten. Kents Nerven waren zum Zerreißen gespannt. In der Dunkelheit verharrte sprungbereit die große Katze. Kent mußte handeln. Er wickelte sich die Decke um den linken Arm, um wenigstens einen dürftigen Schutz zu haben. Grollendes Knurren war die Antwort auf seine Bewegung.

Näher kam der fauchende Atem der Bestie. Sie setzte zum Sprunge an — die Krallen ihrer Pranken schnurrten auf den Dielen — jetzt, sie sprang. Blitzschnell duckte sich Kent. Ueber ihn weg flog der Riesenleib. Jetzt sprang er, hatte mit einem Griff den Dolch von der Wand gerissen.

Schon wieder ging ihn der Tiger an — schleichend, langsam, wägend. Kent hielt den umwickelten Arm vor, in der Rechten hielt er das lange Messer.

Jetzt mußte die Entscheidung fallen. Und sie fiel.

Wieder duckte sich die Katze zum Sprung, federte ab — ihre Pranken fielen auf Kents linken Arm, der spürte den Feueratem des Tigers, holte aus, stach zu . . . einmal — noch einmal . . . brüllend wehrte sich der Tiger. Die ganze Last seines Riesenleibes lag auf Kent, dem das Blut der Bestie ins Gesicht troff.

Wie ein Verzweifelter wehrte sich das Tier gegen den Menschen und der Mensch gegen das Tier.

Kent blieb Sieger, aber als er am nächsten Morgen in den Spiegel sah, war sein Haar schlohweiß geworden . . .

Der Schluß dieser Dschungeltragödie ist rasch erzählt: Der Maharadscha erschoß sich, als er erfuhr, daß sein teuflischer Plan mißlungen war. Frau Kent kehrte nach England zurück. Sie lebt noch — ist ein großer Bühnenstar jenseits des großen Teiches geworden. Und Kent zieht weiter auf die Großwildjagd.

Das Leben löst die Knoten, die es schlingt, eben auf banalere Art als die Romanschreiber, liebe Ola . . .“

—⊡—

Feuer auf hoher See

Skizze von Ludwig Heilbronn.

Der Elftausend-Tonnen-Dampfer pflügte das Meer. Es war ein schöner, stattlicher Kasten. Nicht eines jener Schiffe, die mit allem „Komfort der Neuzeit“ ausgestattet sind, dafür aber von einer Behaglichkeit erfüllt, die jedermann bald heimisch werden ließ auf seinen Planken. Die „Elisabeth Marie“ war kein Vergnügungsdampfer, auf dem es hoch herging, vielmehr ein Steamer, der zum Teil Frachtzwecken diente, zum Teil der Beförderung von Reisenden.

Die „Elisabeth Marie“ verkehrte diesmal zwischen Hamburg und Westindien, und man kann nicht sagen, daß sie übermäßig gutes Wetter auf der Fahrt hatte. Zuerst stampfte das Schiff ganz gehörig, dann löste ein Brecher den anderen ab, so daß mindestens die Hälfte der Passagiere tüchtig seekrank wurde. In dem Augenblick, in dem wir uns befanden, war es in eine Zone des allerdichsten Nebels geraten, unweit des Golfstromes.

Die „Elisabeth Marie“ fuhr mit erheblich verminderter Geschwindigkeit und gab fast ununterbrochen angstvolles Sirenengeheul von sich. Aber trotzdem blickten die Reisenden in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl mit einiger Sorge in ihre nächste und übernächste Zukunft. Man war in dichtesten Nebel eingepackt und mußte jeden Augenblick befürchten, mit einem jener Ungetüme von Eisbergen zusammenzustoßen, die in dieser Zeit erwiesenermaßen besonders auftraten.

Der erste Offizier hatte auf der hochragenden Kommandobrücke Dienst, in Vertretung des Kapitän, der sich gerade mit seinen Passagier-Gästen zu Tisch gesetzt hatte.

„Daß uns diese Schweinerei gerade jetzt, in dieser Gefahrzone, begegnen muß!“

Von Kältetemperatur, die auf Eis-Schmelzwasser hindeutete, nichts, rein gar nichts. Aber was ist das? Das Thermometer eines Frachtraumes, dessen Skala auf der Kommandobrücke mündete, zeigte einen außergewöhnlich hohen Wärmegrad an.

Zunächst: „Hein, noch mehr verlangsamte Fahrt!“

Hein: „Noch mehr verlangsamte Fahrt!“ Klingel des Maschinen-Telegraphen: „Verstanden!“

Ein Ruck ging durch den Schiffskörper. Das Stampfen der Maschinen wurde merklich schwächer.

„Sofort in den Raum B und in die Nachbarräume.“

Nach kurzer Zeit die Nachricht: „Feuer in B!“

„Sofort zum Kapitän! Herkommen!“

Man saß unten im Speisesaal bei ziemlich reichgedeckter Tafel, deren Freuden einigermaßen die Nebel-Atmosphäre, die sich um das Schiff preßte, zu verscheuchen vermochten. Man aß und trank, und der Kapitän gab sich mit Erfolg Mühe, seine Gäste gut zu unterhalten und durch seine Selbstsicherheit und Unerschütterlichkeit die Stimmung zu befestigen, die auch durch den Ruck, der durch das Schiff ging, kaum beeinträchtigt wurde.

„Herr Kapitän möchten sofort auf die Kommandobrücke kommen!“ Der oberste Steward beugte sich zum Schiffsbeherrscher herab. „Es ist sehr eilig, Herr Kapitän!“

Der also Angeredete erhob sich, legte sein Mundtuch auf den Tisch. „Die Herrschaften entschuldigen mich einen Augenblick!“ Und als er die fragenden Gesichter erblickte: „Der Nebel scheint sich zu zerteilen, wir bekommen, wie ich es schon vorausgesagt habe, bald klares Wetter.“

Oben auf der Brücke. Der Nebel war, wenn überhaupt möglich, noch dicker geworden. Im Nu klärte sich die Lage: Feuer im Frachtraum. „Schotten runter! Wasser in Raum B und dann auch in die Nebenräume!“

In größter Eile waren die Hydrantenschläuche an die auf der Kommandobrücke befindlichen Mündungen für B, E und F angeschraubt, und mit größter Hast ergossen sich die Wassermengen in die Rohre, bis das B getan war und die Höhenmesser anzeigten: „Alles voll!“

Wie eine gründliche Inaugenscheinnahme zeigte, hatte das Feuer nicht weiter um sich gegriffen und konnte auch jetzt nicht mehr um sich greifen. Und als der Kapitän nach einiger Zeit wieder den Speisesaal betrat, da fand er seine Gäste bereits bei Kaffee, Zigarren und Zigaretten in angenehmster Unterhaltung. In einem der Nebenräume wurde sogar getanzt.

— — — Tage vergingen, Nächte. Kein Mensch außer der Schiffsbesatzung, die verschwiegen wie das Grab war, hatte irgend etwas erfahren von dem, was sich im Innern des Schiffes begeben hatte.

Der Nebel schwand. Mit vollem Dampf konnte das Schiff seine Bahn ziehen, bis eine neue Gefahr eintrat.

Der weitaus überwiegende Teil der Fracht bestand aus Erbsen, ungeheuren Mengen, welche die Räume füllten, die der Sicherheit wegen unter Wasser gesetzt waren. Diese Erbsenmassen begannen aufzuquellen und vergrößerten langsam aber sicher bis ins Unermeßliche diese Ladung. Es waren Millionen und Abermillionen dieser nahrhaften gelblichen Hülsenfrüchte, von denen jede einzige sich auf etwa das Doppelte des Umfanges vergrößerte! Darin bestand jetzt die große Gefahr, der man sofort durch Gewaltmaßnahmen begegnen mußte, wenn man verhüten wollte, daß der Dampfer auseinander barst und alles dem sicheren Untergange weihte.

Schotten und Luken wurden geöffnet. Alle Mann mußten heran. In unsäglicher Arbeit, die keine Minute Aufschub erduldete, wurde das Gut ins Meer geschüttet, ein seltsames Schauspiel, über dessen Bedeutung hinwegzutäuschen dem Kapitän und seinen Leuten aufs Beste gelang.

„Das hätten wir einmal hinter uns. Aber wissen Sie, Carstens“, sagte der Kapitän, indem er sich eine neue Brasil anzündete, „solch ein verdeubelter Kram ist mir in meiner ganzen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Mein Lebtag fahre ich nicht mehr mit Erbsenladung. Feuer im Schiff ist schon schlimm, dieses verdammte Zeug aber noch viel ärger.“

Darauf Carstens, der erste Offizier: „Besonders wenn man sie nicht trocken läßt!“

„Aber für us Minschen is's doch nie gut, dröge zu bleiben, was? Kommen Sie, Carstens, ich habe noch einige Pullen guten alten Rotspon, die wollen wir gleich mal verlöten!“

—⊡—

Roman um Doris

Skizze von Käte Heydler-Guatemala.

Ueber das holprige Pflaster der 6. Avenida braust die prächtige Limousine. Hält vor Joyeria „La Diadema“.

Don Martino Pasqual springt behende aus dem Wagen, wirft der zurückbleibenden Europäerin eine Kußhand zu.

Der Besitzer des Autos scheint aufzuatmen, als der fette, ältliche Herr den Juwelierladen betritt. Er beobachtet die blonde Frau im Wagen. Seine Hand auf dem Steuerrad zittert. Seine Lippen sind vertrocknet, er sucht nach Worten. Doris aber träumt mit offenen Augen: Nun ist alles umsonst gewesen; das Rätsel wird sich nun nie lösen, warum der Jugendfreund sie, nun sie endlich frei war, mied und sie allein die Reise über den Atlantik machen ließ. Und dann die entsetzlichen fünf Jahre bei seindlichen Verwandten in Barahquilla. Sprach- und landfremd, als Köchin, Kindermädchen durch Kolumbien, Kuba, Honduras. Endlich die Stellung als Dolmetscherin im größten Hotel Guatemalas. Aufatmen . . . Antrag des reichen Kaffeehändlers aus Mexiko . . . vorbei ist der Traum aus Kindertagen, — man ist dreißig Jahre alt . . . Jetzt wählt der Verlobte umständlich, protzig den Brautschmuck. Morgen die Zivilstrauung vor dem deutschen Konsul; um neun aber mit dem Flugzeug nach Mexiko, wo die Schwiegermutter alles prunkvoll vorbereitet zur kirchlichen Feier.

„Doris! Aufgewacht! Ich habe Dich wieder und lasse Dich nicht! O, Himmel, verzeihe mir, werde nicht ohnmächtig! Liebling, sag' — kannst Du noch so wunderbare Kaiserschmarrn backen?“

Ihr schaut Doris ihn an, ein Hauch: Albrecht!

Der Fahrer läßt den Wagen unmerklich vorwärts gleiten, die Augen auf der Tür zur Joyeria. „Doris, an Sekunden hängt unser Geschick. Doris!“ schreit er. „Sage, ob ich uns retten soll!“

Sie hat die Hände in seine Schultern gekrallt und stöhnt versagend: „Fahr zu, fahr, und wenn's in den Tod ist!“

Der Wagen rast über die Plaza des Armes, wird zehnmal aufgeschrieben, biegt zum Hippodrom ein, prescht um die Cervezeria, bremst. Albrecht reißt ein Tor auf, lenkt in den Hof, öffnet seine Garage. Er hebt Doris aus dem Wagen und preßt sie sekundenlang an sein Herz . . da fällt sein Blick auf den Mantel des Mexikaners! „Verdammt, der Mantel! Geld und Paß in der Innentasche . . . Jetzt geht's auf Tod und Leben. Im Hotel bin ich bekannt. In 20 Minuten kann die Polizei hier sein.“

Albrecht sucht fieberhaft Geld sowie die nötigsten Sachen zusammen und kommandiert die Frau: „Telephoniere, schnell, Nummer 3845! — Hast Du? Bestelle dringend Auto — hast Du? Ecke 9. Avenida del Norte und 23. Straße! Gut, komm 'raus! Du hast nur Dein Handtäschchen?“

Albrecht verschließt mit einem wehmütigen Blick auf sein soeben abgezahltes Auto die Garage. — — —

Draußen waten die beiden durch tiefen Staub. Laufen durch ein zerzaustes Wäldchen. Die 9. Avenida hinauf im glühendsten Tropenbrand. Kein Hund ist auf der Straße. Um ein gestürztes Kalb balgen sich ekelhafte Aasgeier. Kein persönliches Wort fällt: Wie, warum, wieso . . . das hat Zeit, bis man in Sicherheit ist. Endlich die 23. Straße. In den spärlichen Schutz der zerfledderten Fächerpalme Doris keucht vor Durst und Aufregung. Warten, warten mit fiebernden Pulsen . . . Da, Hupen! Freund oder Feind?

Der Wagen bremst, der Führer grinst. Es ist Thomas, der Nigger, erkennt sofort den europäischen Kollegen, die scharfe Konkurrenz.

„Ganz zu Deiner Verfügung, Don Albrechto! Wird gemacht! Mit Vergnügen retten wir die „muy amable“ Senora, und wenn der Wagen zum Teufel geht!“

„Hör' weiter, Thomas, noch eine sehr delikate Sache! Diesen Mantel — viel Geld und Paß ist in der Tasche — muß zuerst ein sehr ehrlicher Amigo von Dir im Palasthotel für Don Martino Pasqual abgeben.“

„Wird gemacht! Einsteigen! Los!“

Auf dem nächsten Parkplatz ist der Amigo gefunden. Alles klappt. Der Wagen tanzt und springt, tausend Flüche folgen ihm. Auf der Straße nach Antigua wirbeln Maultierkaravanen in den Graben. Hunde jaulen, Indofrauen drohen fluchend. Albrecht klebt eine Zwanzig-Dollarnote mit Markenpapier an die Scheibe zum Führersitz. Der Nigger zeigt sein Prachtgebiß; er sieht im Spiegel seine Belohnung.

„Sind wir in einer Stunde in Almalonga, ist dieser Schein Dein“, brüllt Albrecht. Mächtige Staubwolken wirbeln auf und bedecken Freund und Feind. Ob die Flucht glückt? Drinnen halten sich Albrecht und Doris umschlungen, und die Herzen fließen über von Leid, Sehnsucht, Zweifeln.

Da — klopft der Nigger an die Scheibe: „Polizei auf der unteren Serpentine!“ — Befehl von Albrecht: „Langsam weiter fahren! Ich öffne die Tür. Wir gleiten vom Wagen. Du fährst weiter, redest Dich 'raus.“

Draußen jammert Doris: „Sagte ich es nicht? Mit seinem Einfluß und seinem Gelde hetzt uns Martino die halbe Garnison auf den Hals.“

„Was? Mein Mädel macht schlapp? Hopp mit Deinen Stöckelschuhen über den Stacheldrahtzaun! Schnell, Dornen, Kakteen sind nur kleine Hindernisse. Rin in die Wildnis!“

Man hört schon nahe das Trappeln der Mulahufe. Doris muß mit durch Dick und Dünn. Horch, kommt nicht etwas durch die Pflanzung? Jetzt sind sie auf gleicher Höhe mit den Verfolgern. Kommandos erschallen „Sie reiten dem Auto nach.“ Gerettet? Doris darf nicht rasten, nicht aus dem Bach trinken, bis es dämmert und sie umzusinken droht. Da, ein matter Lichtschimmer, ein Rancho. Ein freundlicher Mozo leiht Reittiere. „Gewiß, dies ist schon das Terenio der Finca Almalongo.“ Gern läuft man voraus und meldet die Gäste an. Und nun erfährt die glückliche Doris vom Freunde Leopold, der schon lange einen Vertreter sucht, ja, auch einen mit Hausfrau — Kuß, Mädel! „Don Leo braucht dringend Europaurlaub.“

„Nun reite voraus, Doris! Ich beschließe den Brautzug.“

„Ach, Du kannst schon wieder Witze machen?“

„Am liebsten möchte ich Dich an den blonden Zöpfen ziehen, wie vor zwanzig Jahren auf der Pragerstraße.“

„Und ich möchte am liebsten rufen: Geben Sie sich keine Mühe! Ich mache mir nichts aus Primanern. Du erinnerst Dich vielleicht noch?“

Und damit prescht Doris den Weg hinunter und hätte um ein Haar Don Leo, den neuen Chef, umgeritten.

—⊡—

August der Starke

Skizze von E. L. Hagedorn.

„Hund, verfluchter, dirr werd ich gäben!“ hatte der Pole Stanislaus Cesjinski geflucht, als er außer Sichtweite gewesen war, und drohend seine haarige Faust gegen den stattlichen Bauernhof geschüttelt. Das war vor acht Tagen gewesen. Der Bauer hatte ihn dabei ertappt, wie er der Beilade des Großknechts das Kassenbuch entnahm, und ihm mit zwei schallenden Ohrfeigen den Weg vom Hof gewiesen. Jetzt in der hillen Zeit war so schnell kein Ersatz für den Melker zu bekommen, und der alte Schäfer hatte sich mit der Großmagd in die Arbeit teilen müssen. So war es wohl zu verstehen, daß er aus Versehen den Pflock in die Oese an der Tür des Schafstalles gleiten ließ, ohne darauf zu achten, ob auch die Schließe mitgefaßt wurde.

Beinahe um Mitternacht machte sich ein Wind auf, der bis dahin hinter dem Föhrenwald geschlafen hatte, fuhr über die Felder, rauschte in den Baumkronen und suchte nach einem Zeitvertreib. Da fand er die schlecht verschlossene Stalltür. Er schob sich in den Spalt und wehte den einen Torflügel halb auf. Klapp schlug er wieder zurück. Nochmal, klapp. Das war lustig, so hatte er die ganze Nacht Beschäftigung. Von dem Klappen erwachte der alte Widder, ein Mordskerl, den der Schäfer ob seiner Stärke August den Starken nannte. Er hatte gerade geträumt, er stände bis zum Leibe in einem duftigen Kleefeld und Hassan, der Hund, sei nicht da, so daß er nach Herzenslust weiden konnte. — Nun mußte er erst einmal feststellen, was das Klappen zu bedeuten hatte. Vorsichtig schritt er näher. Sieh an, die Tür stand offen. Wie mag wohl der Hof bei Nacht aussehen? Langsam schob der Widder sich durch die offene Tür. Alles lag still. Im Stall stampften nur die Pferde im Schlaf. Vom Giebel stöhnte eine Schleiereule, als ob sie Magenzwicken habe, und der Mond goß durch Schleierwolken ein zerstreutes Licht über die Gebäude.

Da bog eine dunkle Gestalt um die Ecke, schlich in dem Schatten der Hauswand zum Schweinestall und hockte sich in dem Winkel, welchen die offenstehende Tür des leerstehenden Kobens bildete, nieder. Ein Bündel Zeitungspapier raschelte leise, als die Gestalt es aus einer Flasche begoß. August schüttelt das mächtige, mit den schneckenförmigen Hörnern bewehrte Haupt. Die Sache kam ihm verdächtig vor. Das war nicht der Bauer und nicht der Schäfer, auch der Großknecht war es nicht. Die rochen anders, der da stank nach Fusel. Was wollte der hier zu nachtschlafender Zeit? Lautlos kam August einige Schritte näher, gerade, als die dunkle Gestalt mit einem Stoche das in Petroleum getränkte Papierbündel tief in die Docken des Strohbaches stieß. Ein Streichholz flammte auf. Dann glimmte ein blaues Flämmchen an der pendelnden Schnur, die von dem Bündel herabhing. — Das war für August zu viel. Kerzengrad hob er sich auf seine Hinterbeine. Erschrocken fuhr die Gestalt herum. Da, ein furchtbarer Stoß. Mit einem dumpfen Schrei schlug der Kerl rücklings in den Schweinekoben, riß im Fallen die Stalltür mit. Sie schlug ins Schloß und war von innen nicht zu öffnen. Das aber paßte August nicht. Mit der verdächtigen Gestalt mußte er kämpfen, und wenn die Tür dabei in Splitter ging. Zwei Schritte zurück, ein kurzer Anlauf. Rumms, dröhnten die schweren Hörner gegen die Bohlen. Nochmal — rumms. In der Dönze des Bauern wurde es hell, in der Knechtskammer auch. In Hemd und Hose rannte der Besitzer auf den Hof, hinter ihm der Knecht. Er sah das pendelnde Flämmchen, riß es herab und trat es aus. Dann leuchtete er in den Schweinekoben. Da saß der Pole Cesjinski mit angstverzerrtem